

Zeitzeugnis



Sprachwissenschaftlerin zwischen *Ost* und *West*

Erlebnisse, Überlegungen
und Erfahrungen

Ulla Fix

Ulla Fix
Sprachwissenschaftlerin zwischen *Ost* und *West*



ZeitZeugnis.

Vitale Historiographien
aus den Wissenschaften

Hrsg. v. Hartwig Kalverkämper
Band 7

Ulla Fix

Sprachwissenschaftlerin zwischen *Ost* und *West*

Erlebnisse, Überlegungen und Erfahrungen

FFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: Augusteum und Universitätskirche Leipzig
vor der Sprengung von 1968 mit dem Mendebrunnen im Vordergrund
(Datum der Aufnahme: 30.06.1956). Foto: Alfred Schröter.
© Archiv Ursula Drechsel

ISBN 978-3-7329-0756-4
ISBN E-Book 978-3-7329-9209-6
ISSN 2365-2403

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2022. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Meinem Mann und unseren Söhnen

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung: Warum über sich selber schreiben?	11
Dank	13
Mein roter Faden? Die Politik	14
Wo komme ich her – lokal und kulturell?	15
Wo komme ich her – familiär?	19
<i>Erster Exkurs: Lingua Tertii Imperii – Lingua Quarti Imperii</i>	22
Schulzeit, 17. Juni 1953, Junge Gemeinde, 13. August 1961, (erster) Studienbeginn	29
Ausbildung zur Buchhändlerin 1961–1963, Mauerbau, Lehre, Studienbewerbung	34
<i>Zweiter Exkurs: Leipzig und anderswo – eine Welt der Bücher</i>	36
Zweiter Studienbeginn. Studium 1963–1968, Weggang Hans Mayers, meine Lehrer, Umbau des Studienprogramms, Strukturalismus/Kybernetik, Prager Frühling	50
<i>Dritter Exkurs: Mitteldeutsche Kultur- und „Unkultur“landschaft. Eine Bahnfahrt von Arnstadt über Erfurt, Weimar, Apolda, Bad Kösen, Schulpforta, Weißenfels nach Leipzig</i>	60
Ende des Studiums – Prüfungen, Sprengung der Universitätskirche, Prager Frühling, Assistentenjahre, Dissertation	69

Lehraufenthalte in Bagdad und Helsinki – Kriegs- und Demokratieerlebnis	73
Habilitationsarbeit – nun doch, aber unvollständig	76
<i>Vierter Exkurs: Leipziger Kolleginnen und unsere kollegiale Arbeitsatmosphäre</i>	<i>79</i>
Paradigmenwechsel – wissenschaftliche Entwicklung	86
Ende des strukturalistischen Vorgehens	86
Sprachbewertung – „Beziehungen zum gesellschaftlichen Sein“	87
Erweiterung des Stilbegriffs	93
Erweiterung des Textbegriffs	106
 Der Herbst 1989. Aus Stagnation wird Erneuerung – Gastprofessur, Kommissionsarbeit, neue Formen der universitären Kommunikation	 110
Aus Büchern werden Kolleginnen und Kollegen	115
Wissenschaft und Verantwortung	118
Aus der Außensicht wird Mitarbeit	125
<i>Fünfter Exkurs: Projekte nach der „Wende“ – Zusammenarbeit mit Studenten und Doktoranden</i>	<i>128</i>
Aus Gängelung wird Freiheit von Forschung und Lehre	139
<i>Sechster Exkurs: Bedrückende Wissenschaftsgeschichte</i>	<i>144</i>
Meine „Säulenheiligen“	179
Fazit	180
Literaturverzeichnis	181



Ulla Fix

Vorbemerkung: Warum über sich selber schreiben?

Als ich vor etwa drei Jahren gefragt wurde, ob ich mir vorstellen könne, für „Studia Germanica Gedanensia“ einen biographischen Text zu meiner Person zu schreiben, fand ich die Idee, sich mit sich selbst autobiographisch-wissenschaftshistorisch auseinanderzusetzen, interessant und habe zugestimmt.

Die Gefahr, bei einem solchen Vorhaben in Selbstbespiegelung zu verfallen, war und ist mir bewusst. Dass ich damals dennoch zugesagt habe, hängt mit Erfahrungen aus meiner Arbeit¹ zusammen: Zu meinen Forschungsprojekten gehörte eines zum Thema „Sprachbiographien“.² In narrativ-diskursiven Interviews wurden Menschen, die die DDR bewusst erlebt haben, nach ihren Sprach- und Kommunikationserfahrungen in Vergangenheit und Gegenwart befragt. Es kamen höchst aufschlussreiche Beobachtungen und Erfahrungen zur Sprache. Damals ist mir – sowohl in der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Verfahren narrativer Interviews als auch durch das in den Interviews Gesagte – klar geworden, dass *jedes* Leben und *jeder* Befragte als „Experte seiner selbst“³ von Interesse ist. Man muss sich, wenn man

.....
1 Aus Platzgründen kann ich Literaturangaben nur begrenzt anführen. Weiteres findet sich auf meiner Homepage www.home.uni-leipzig.de/~fix.

2 Teil des DFG-Projektes „Fremdheit in der Muttersprache“ (1994–2001), Gerd Antos (Leitung)/Peter Auer/Ulla Fix. Ergebnisse finden sich in: Fix/Barth (2000).

3 Ich verwende bei Personenbezeichnungen im gesamten Text das generische Maskulinum – ‚(der) Befragte‘, ‚Einwohner‘, ‚Student‘ –, wenn die Gattung gemeint ist, also immer dann, wenn alle in Frage kommenden Personen angesprochen sind und das Geschlecht für die jeweilige Information keine Rolle spielt. Wenn ich konkrete Personen meine – zum Beispiele meine Mitschülerinnen als künftige Buchhändlerinnen, eine Vorgesetzte als Parteisekretärin – gebrauche ich die entsprechende, hier also die weibliche Form. Die Verwendung des Partizips, zum Beispiel ‚Studierende‘, widerstrebt mir immer

über sich selbst spricht, also nicht notwendigerweise als etwas Besonderes im Sinne von etwas Besserem verstehen; jedes Leben ist besonders – nicht als Verdienst, sondern als Gegebenheit, als *ein* unter den gegebenen Umständen möglicher Fall. Daran anzuknüpfen und einen Text vorzulegen, der etwas wissenschaftsgeschichtlich Interessantes über *einen* unter den Gegebenheiten möglichen Fall – über eine Sprachwissenschaftlerin zwischen „Ost“ und „West“ – berichtet, hatte ich mir damals vorgenommen. 2020 lag der Aufsatz vor.⁴

Nun ist aus dem Aufsatz ein Buch geworden. Auf diese Weise konnte ich einiges, was damals aus Gründen des Umfangs eher kurz behandelt worden ist, genauer darstellen. Ich verfolge dabei weiter das Prinzip der chronologischen Darstellung, unterbreche es aber hin und wieder durch ausführliche thematische Exkurse, in denen ich auf einen Schwerpunkt vertieft und quer durch die Zeiten eingehe. Das ist unter anderem der Fall, wenn ich auf meine Lektüre zu *Lingua Tertii Imperii* und auf das Nachdenken über *Lingua Quarti Imperii* eingehe, wenn ich die mitteldeutsche Kulturlandschaft beschreibe oder die Buchstadt Leipzig darstelle. Nach jedem dieser Exkurse kehre ich wieder in die Chronologie zurück. Man kann sich also auch dafür entscheiden, zuerst die chronologische Darstellung und anschließend die Exkurse zu lesen.

dann, wenn es um die Gattung geht. Es wird eine andere Bedeutung vermittelt: Ein ‚Studierender‘ ist nicht notwendig ein ‚Student‘ und ein ‚Student‘ ist nicht immer ein ‚Studierender‘.

4 Fix (2020c).

Dank

Dass aus dem Aufsatz ein Buch geworden ist, verdanke ich Dr. Karin Timme. Sie hat mich ermutigt, dieses Buchprojekt anzugehen, und meine Arbeit in jeder Hinsicht unterstützt. Dafür schulde ich ihr besonderen Dank. Wofür ich ihr über dieses Buch hinaus danke, ist im zweiten Exkurs zu lesen.

Bei Astrid Matthes bedanke ich mich für ihre hilfreichen Ratschläge zur Manuskriptgestaltung, die mir aus Situationen der Unschlüssigkeit herausgeholfen haben.

Und wie immer – seit vielen Jahren – richtet sich mein Dank an Dr. Sophia Schleichardt für ihre mir unentbehrliche Hilfe bei der Herstellung der Druckvorlage. Ich kann mich auf ihre inhaltlichen, sprachlichen und technischen Hinweise immer verlassen.

Meinem Mann danke ich für seine moralische und praktische Unterstützung beim Schreiben dieses Buches. Noch viel mehr danke ich ihm, aber auch unseren Söhnen für unser andauerndes Gespräch darüber, wie man anständig lebt – eine Frage, um die es auch in diesem Buch geht.

Mein roter Faden? Die Politik

Wenn ich auf mein Leben zurückblicke in der Hoffnung, eine Struktur für diesen wissenschaftsbiographischen Text zu finden, zeigt sich unübersehbar: Die Struktur ergibt sich aus dem Politischen. Schon frühzeitig, spätestens im Zusammenhang mit meiner Dissertation, ist mir klar geworden: Geisteswissenschaft – auch Sprachwissenschaft – ist politisch. Diese Aussage kann Inhalte, Methoden und Denkstile betreffen, aber auch die Umstände, unter denen wissenschaftlich gearbeitet bzw. nicht gearbeitet werden kann. Das wird sich bei der Darstellung meiner wissenschaftlichen Biographie immer wieder zeigen. Daher belasse ich es hier erst einmal bei der bloßen Feststellung.

Wo komme ich her – lokal und kulturell?

Ich bin ein Kind der Kriegs- und Nachkriegszeit. Am 14. August 1942 wurde ich in Arnstadt/Thüringen als mittleres von drei Kindern geboren. Diese kleine Stadt von damals knapp 30.000 Einwohnern am Eingang des Thüringer Waldes liegt nahe bei Erfurt. Auch Weimar, Jena, Gotha und Eisenach sind schnell zu erreichen. So wuchs ich in einer nicht nur landschaftlich, sondern auch kulturell reichen Umgebung auf. Die Namen Bach, Luther, Goethe, Herder, Schiller, Wieland (nicht aber der verpönte Nietzsche, dessen Geburtsort Röcken und dessen dortige Grabstelle ich erst spät entdeckte) waren mir seit der Schulzeit durch den Besuch der einschlägigen Wohnhäuser und Museen vertraut. Ich habe schon als Kind etwas von der Bedeutung dieser Personen erahnt und den Wunsch gehabt, davon mehr zu kennen und zu verstehen.

Wie in den ehemaligen Residenzen vieler mitteldeutscher Fürstentümer gab es auch in Arnstadt ein kleines (1842 erbautes) Theater, das in meiner Kindheit noch ein eigenes Ensemble hatte. Das heißt, Theaterbesuche waren mir schon seit der Kindheit vertraut, das Theater gehörte zur Kleinstadtkultur. Fahrten nach Erfurt und Weimar mit Theaterbesuchen und dem Besuch von Museen standen im Lehrplan der Grund- wie der Oberschule. Mit Erfurt verbanden sich für mich Namen wie Luther, der als Mönch im Augustinerkloster gelebt hatte, Wieland, der an der Universität gelehrt, und Wilhelm von Humboldt, der im Haus Dacheröden seine Frau Caroline gefunden hatte – eine der modernsten intellektuellen Frauen ihrer Zeit. Mit Weimar verband ich natürlich Goethe, Schiller, Herder und Wieland, aber auch Anna Amalia und Luise von Göchhausen, die neben vielen anderen Texten auch die älteste Fassung des „Faust“, den „Urfaust“, abgeschrieben und

ihn so der Nachwelt erhalten hat. Darauf stieß ich später wieder, als ich mich mit dem Fauststoff intensiv beschäftigte.

Immer wenn ich als Schulkind meine Großeltern besuchte und dabei den zu einem kleinen Park umgestalteten früheren Friedhof durchquerte, las ich an der Wand der „Gottesackerkirche“ die Inschrift „Auf diesem Gottesacker ruhen 24 Angehörige der Familie Bach“. Und in der Toreinfahrt des Hotels „Zur Sonne“ war zu lesen, dass dieses Haus der Ort war, an dem die große und weit verzweigte Bachsche Familie ihre jährlichen Familientreffen begangen hat. Es faszinierte mich, dass dieses kleine Arnstadt Treffpunkt einer so berühmten Familie gewesen sein sollte. Dann musste es ja mit meiner Heimatstadt etwas auf sich haben. Zugleich stellte ich damals – so erinnere ich mich – meine erste „sprachwissenschaftliche“ Betrachtung an: ‚Gottesacker‘ war offensichtlich ein anderes Wort für den Ort, den ich bisher als (neuen) ‚Friedhof‘ kannte und den ich mit Eltern und Großmutter häufig besuchte. Für mein Gefühl war ‚Friedhof‘ das beruhigendere Wort. ‚Gottesacker‘ hingegen hatte in seiner Bildlichkeit etwas Schonungsloses, zugleich aber auch Starkes. Es war eine Bezeichnung, die mir kräftiger vorkam als das Wort ‚Friedhof‘. Ohne mir dessen bewusst zu sein, hatte ich mich mit Motiviertheit und Wirkung von sprachlichen Bildern auseinandergesetzt.

Das Lesen gehörte seit den ersten Schuljahren zu meinen Hauptbeschäftigungen. Schon als Leseanfängerin las ich alles, was ich an Büchern, Zeitungen und Zeitschriften vor Augen bekommen konnte – bis hin zu Texten der Öffentlichkeit wie Plakate, Straßen- und Firmennamen. Es faszinierte mich, dass es in Arnstadt Häuser, meistens Villen, gab, die an der Fassade mit Sprüchen versehen waren, mir also eine Lektüre boten. Besonders berührte mich ein Hausspruch⁵ (1), dessen Pessimismus und Moralität ich wohl verstand.

.....
5 An einem Haus am „Weg zur Fasanerie“ in Arnstadt.

- (1) *Wenn dieses Haus so lang nur steht,
bis aller Neid und Haß vergeht,
dann bleibt's fürwahr so lange stehn,
bis daß die Welt wird untergehn.*

Freilich wunderte mich die Offenherzigkeit der Hausbewohner, die ihr Unglück so unumwunden in die Welt hinausposaunten. Dass es eher um einen moralischen Appell an die Vorübergehenden als um die Darstellung eigenen Leides ging, habe ich damals noch nicht erkannt.

Später habe ich mich im Zusammenhang mit meinem Interesse an Gattungsfragen und in Anlehnung an das Konstanzer Forschungsprojekt zur „Kommunikativen Konstruktion von Moral“⁶ auch mit der kommunikativen Gattung der – wie ich sie nenne – ‚moralisierenden Sprüche‘⁷ befasst, die alle eine aufs Sittliche bezogene Überlegung, einen Appell an die Moral der Angesprochenen vermitteln. Dieser Appell bildet sich im Reim ab. Die äußere Ordnung, die Formstrenge des Reims, verbildlicht eine innere Ordnung, den moralischen Anspruch. Hierhin gehören einfache Appelltexte wie (2) und (3):

- (2) *Wenn sich's um den Sitzplatz dreht,
mit Rücksicht es viel besser geht.*
(Busse der Saarland-Linien 1990)

- (3) *Lassen Sie hier Rücksicht walten
und bitte schön mal Abstand halten.*
(Postamt Grimma 1999)

6 Bergmann/Luckmann (1993).

7 Fix (2001a).

Aber auch die Haussprüche, die ihren moralischen Appell teilweise – wie in unserem Beispiel (1) – subtiler vermitteln, sind hier einzuordnen.

Ich muss es mit dem Lesen übertrieben haben, denn meine Mutter, die eigentlich auch gern las, aber nie genügend Zeit dafür fand, ermahnte mich eines Tages nachdrücklich, ich solle neben dem Lesen nun endlich auch einmal etwas Nützliches tun, also im Haushalt oder im Geschäft helfen, was ohnehin zu unseren selbstverständlichen Verpflichtungen gehörte. Ich verlagerte also einen Teil der Lektüre ins Heimliche.

Die Eltern leisteten sich neben ihrer vielen Arbeit auch kleine Urlaube, die uns meist in den Thüringer Wald, unter anderem nach Eisenach und Umgebung führten. Dort interessierten mich vor allem das Lutherhaus, das Bachmuseum und die Wartburg. Luthers Übersetzung des Neuen Testaments spielte bei den Führungen auf der Wartburg, dem Ort, wo er diese unglaubliche, bis heute aus meiner Sicht unerreichte Leistung für die deutsche Sprache vollbrachte, eine große Rolle. Das prägte sich mir sehr ein. Es ist sicher die Wurzel meines späteren Interesses an der Sprache der Bibel, genauer an semiotisch orientierten kritischen Fragen zu Bibelrevisionen des 20. und 21. Jahrhunderts.

Wo komme ich her – familiär?

Mein Vater war unversehr aus dem Krieg zurückgekommen. Wie die meisten Männer seiner Generation hat auch er nicht oft darüber gesprochen. Er führte die Drogerie weiter, die er von seinem Vater übernommen hatte und die er, meine Mutter und eine ganze Reihe Angestellter mit Erfolg betrieben. Die „Herkunft“, die ja auch in der DDR eine große Rolle spielte – tunlichst sollte man ein „Arbeiterkind“ sein – war daher in meinem Fall nicht „vorteilhaft“. Ich war kein „Arbeiterkind“. Es kam hinzu, dass es meinem Vater gelungen war, das Geschäft als „privaten“ Familienbetrieb weiterzuführen. Das heißt, der Staat war nicht wie in der Mehrzahl der Fälle am Geschäft beteiligt, eine gewisse Selbständigkeit war garantiert, man war aber benachteiligt dadurch, dass man von der knappen Ware, die staatlich zugeteilt wurde, weniger bekam als die Geschäfte „mit staatlicher Beteiligung“. So war das Einkommen der Familie durchaus beschränkt. „Grundstipendien“, die damals fast jeder Student bekam, erhielten wir Geschwister als „Kapitalistenkinder“ nicht.

Wir Kinder haben das Leben in dem alten Fachwerkhaus mit Galerien, vielen Lagerräumen, mehreren Dachböden und dem plätschernden Brunnen im Hof sehr genossen. Besonders schön fanden wir, dass in unserer Familie immer „etwas los war“. Die Eltern führten berufs- und kleinstadtbedingt ein „offenes Haus“. Es kamen fast täglich Besuche: Verwandte, Freunde, Kollegen, Bekannte, Leute auf der Durchreise, die immer Neuigkeiten mitbrachten. Mit den Angestellten und Lehrlingen (nicht Azubis!) hatten wir Kinder teils nahezu familiäre, teils freundschaftliche Beziehungen. Es gab immer jemanden, an den man sich wenden konnte. Ich erinnere mich, dass ich es am Mittag von Heiligabend, wenn die letzten Angestellten mit guten Weihnachtswünschen gegangen waren, immer erst ziemlich einsam fand, bis ich mich